

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 3 (1913)

**Heft:** 43

**Artikel:** Die Leute vom Kappenberg [Fortsetzung]

**Autor:** Wagner, Hans

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-641224>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenschronik“  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern . . .

25. Oktober

## □ □ Liebe. □ □

Don Clara Forrer.

Wenn sich der Liebe Götterkraft  
Dir herrlich offenbaren soll,  
Dann zwinge sie, o merk' es wohl,  
In Geistes-, nicht in Leibeshärt.  
Der Sinne Fackelbrand verglüht,  
Die Küsse sterben, kaum gegeben . . .  
Doch was da lodert, was da sprüht  
Und sproht im innersten Gemüt,  
Hat ew'ges Leben!

Der gold'ne Saden, der sich spinnt  
Von Seel' zu Seele gleichgesinn't,  
So duftig das Gewirk und zart  
Ist's dennoch von gefeiter Art.  
Das Geistgeborne hat Gewalt!  
Drum, wer da liebet dergestalt,  
Dem wird des Lebens Goldgestein  
Zu eigen sein!

## Die Leute vom Kappenberg.

Eine Berner Novelle von Hans Wagner.

Zu diesem Augenblicke stand Hermann plötzlich auf. Die scharzen Linien seines Gesichtes waren straffer gezogen als je. Und er begann mit tiefer, klingender Stimme: „Ich habe Ihnen und Ihren Genossen Achtung nie versagt. Denn, was Ihr wollt an frommen Werken, ist groß und viel. Der Segen edler Männer ruht auf Euch. — Und doch fehlt Eurer Arbeit Zug und Kraft. Es ist ein enger Geist, der aus Euch spricht. Und auch zuweilen päpstlich selbstgerecht. Denn eins fehlt Eurer Liebe: das Verzeihen, und Eurer Gotteserkenntnis fehlt die Demut. Auch ich kann nicht mehr mit.“

Und damit wandte er sich schnell und ging hinaus.

Die Männer beugten sich entsezt nach vorn und warteten auf das, was kommen sollte.

Da hob der Bauer Frank den Blick und sagte mit tonloser Stimme: „Wir wollen nun beginnen, Bruder Rosli!“

\* \* \*

Am selben Abend saß der Bauer Frank bis spät in die Nacht einsam an seinem Tische, erregt und traurig.

War das sein Sohn, der diese Worte sprach, so hart, so lieblos — und so ungerecht. — So ungerecht? —

Er barg die heiße Stirn in seine Hände.

Wo lag der Grund? — Es schien doch ganz unmöglich, alles, alles! —

Was war in diese Seele eingedrungen und hatte sie verwirrt, verletzt, getrübt? Lag es an ihm, dem Vater? — Großer Gott! Was hatte er getan, ihn zu bewahren, sein Leben zu hüten, seine Jugend rein zu halten! Und nun war es so weit gekommen! Trocken! Dennoch! — Und nun wiss er, der Sohn, von sich, was ihm, dem Vater, ein Leben lang lieb und teuer war. — Wie — wie — wie war das möglich — und wo ging das hin!

Da fühlte er plötzlich, wie eine Hand sich leise auf seine Schultern legte. Er schrak zusammen. „Ah, du bist's, Maria!“ Sie war ganz unbemerkt hereingetreten.

„Was ist dir, Vater,“ schmeichelte sie sanft.

„Sie wollen mir mein Haus zum Spotthaus machen!“ Es rang sich los aus seiner Brust wie das Bekenntnis von Sünde und Schuld.

„Wer, wer?“ schrie da Maria auf. — Und der Bauer erwiederte tonlos: „Er, er — dein Bruder, und mein Knecht, der Zahnd.“

Da setzte sich Maria neben den Vater hin. Sie war sehr bleich. Aber ein edler Zug heiliger Milde und Güte lag auf ihrem Antlitz.

„Nein, Vater, nein,“ sprach sie, „das will er nicht! Ich weiß es, glaube, das will Hermann nicht.“

Allein da reckte sich der Bauer hoch. Seine Hände ballten sich, und seinen Augen kam der alte Stahlglanz wieder.

„Ich werd' es niemals dulden, nie — so lang — —“

„Was ist geschehen denn, das so dich quält?“ Maria flehte, und ihre Augen hingen an Vaters Mund.

Da erzählte der Bauer mit dumpfer Stimme, was sich ereignet hatte. Und als er zu Ende war, da neigte er den Kopf nach vorne und seine Hände falteten sich.

„Herr, unser Gott!“ sprach er, „gib mir Verstand, die böse, böse Saat zu roden, eh' sie verfluchte Frucht getrieben hat.“ Dann starrte er lange wortlos vor sich hin. Und plötzlich, wie wenn ihm nun Klarheit gegeben wäre, sagte er: „Zahnd muß fort! — Und Hermanns Bücher müssen fort. Dort steckt die Wurzel! Dort — dort!“ wiederholte er langsam.

Da sprangen die Tränen in Marias Augen. Ihre Lippen zuckten. Sie suchte Worte, und sie fand sie nicht. Doch mit einem Male schlug sie die Arme um Vaters Hals und schrie: „Dies tu nicht! Vater! dies nicht! Es ist nicht der Weg! Gedenke der seligen Mutter! O, was sie immer sagte. — „Er ist ein Grübler“ hat sie stets gesagt. Ja, ja, das ist er, Vater, ein Sucher ist er, ein Wahrheitssucher!“

Sie hielt inne. Da kam es in ihre Augen wie träumen des Licht. Und sie fuhr fort: „Es ist mir oft, nicht alle Menschen kommen gleich zu Gott. Die einen müssen zweifeln, kämpfen, leiden. Die andern hören, und dann glauben sie. Ich habe nie gerungen, wie er muß. — Du und die selige Mutter, ihr führt mich. In eurer Liebe war mein Kampf gekämpft. Er aber ging von jener seinen Weg. Was hat er stets gefragt, gefüchtet, geprübelt! Wo wir nichts sahen, fand er tausend Rätsel. — Laß ihn, du, Vater! Er verlier sich nicht. Und laß ihm seine Bücher. Sein Geist braucht mehr als unserer. Laß auch Zahnd!“ Sie bat, sie flehte.

Da hob der Bauer seine grauen Augen und sah sie an. Und wie von plötzlicher, ungezügelter Angst erfaßt, entfuhrn die Worte seinen Lippen: „Wankst etwa du — du auch vom festen Grund?“

Sie sah, wie sein Blick an ihren Lippen hing. Ein wilder Schmerz durchfuhr sie. „Weil ich dich für ihn bitte?“ schrie sie auf. „Das glaube nicht!“

Da zog er, wie von schwerem Drucke befreit, sein Kind an sich und küßte seine Stirn. Dann sprach er leise: „Laß mich nun allein.“

So wünschte sie ihm gute Nacht und ging.

\* \* \*

Zu dieser Zeit saß Hermann über seinen Büchern und las:

— — — die mythischen Vorstellungen von vergangenen und künftigen Wundern waren freilich als Einkleidungsformen des Erlösungsglaubens unentbehrlich für die alte Kirche, wie sie es heute noch für gar viele sind. Aber darum waren sie doch von Anfang an nur die Hüllen, in die sich die wirkliche Erfahrung von der gegenwärtigen erlösenden Kraft des Glaubens und der Liebe barg . . .

Und leise sagte er vor sich hin: „Von der gegenwärtigen erlösenden Kraft des Glaubens und der Liebe . . .“

Der Tag dämmerte schon, als er sein Licht auslöscht.

\* \* \*

Am andern Morgen wurde er früh ins Zimmer zu seinem Vater gerufen.

Ein herbes, kämpfstroßiges Gefühl brannte in ihm. Ja, kämpfen wollte er.

Der Vater sah ihn bleich und übernächtig an. „Du bist nicht mehr wie früher, du!“ begann er. Seine Stimme zitterte. Und seine Augen blickten weh und leidgequält. Aber aus seiner Haltung sprühte Wille und bittere Entschlossenheit.

Hermann fühlte, wie ihn der Anblick und die Stimme des Vaters wie übermächtige Gewalten zu seinen Füßen zwingen wollten. Allein, mit einem Ruck sich aufrassend, entgegnete er: „Du hast wohl recht. Ich bin nicht mehr der selbe. Nein! Gottlob!“

Da fiel ihm der Vater ins Wort: „Gottlob? — Gott Lob für Abfall — und für Spott und Hohn?“

Doch Hermann hob lauter an: „Nein, Vater, sprich nicht so! Das ist nicht Abfall, ist nicht Spott und Hohn! Ich suche meinen Weg zu meinem Gott!“

Da sprach der Bauer dumpf: „Den habe ich dir von Jugend auf gezeigt. Doch deine Bücher haben dich irre geleitet; und darum verbiete ich sie dir für jetzt und immer!“

Der Bauer war auf seinen Stuhl niedergesunken. Aber seine Augen brannten und seine Hände ballten sich zur Faust.

Hermann war bei den Worten des Vaters zurückgewichen und hatte seine Hände wie zu Schutz und Abwehr gegen ihn erhoben. Und dann schrie er, während er am ganzen Leibe zitterte: „Das tue nicht, Vater!“ Allein die Antwort kam: „Ich muß, ich will's! Aus ihnen wuchs das Unheil!“

„Allein ich kann nicht, Vater!“

„So tue, was du willst. Meinen Willen kennst du. — Zwar weiß ich von deinem neuen Glauben nichts. Aber wenn dir Gehorsam noch etwas gilt, Kindesgehorsam . . . ach Gott! ich habe dich verloren, Hermann!“ Das Feuer seiner Augen erlosch. Die Hände hingen schlaff. Und unaufhaltsam rangen die Schluchzer sich los aus der gequälten Brust.

Hermann stand totenbleich. Er fand weder Wort noch Tat.

Aber da, ganz plötzlich, raffte sich der Bauer wieder auf. Eine eiserne Festigkeit war seinen Zügen zurückgekehrt. Und laut und gebieterisch sprach er: „Nun hole mir Zahnd!“ Da fand auch Hermann seine Stimme wieder. „Muß er fort?“ fragte er. „Ich künde ihm auf der Stelle!“

In Hermanns Augen war ein klares, innerliches Licht erwacht. Und leise, ganz als zu sich selbst geredet, sprach er: „Da eben ist der Unterschied.“ Und ging.

Der Bauer Frank blieb sitzen. Es war ihm, als müßten seine Augen Hermann folgen, durch Türen und Wände hin folgen. Und scheu wiederholte er: „Da eben ist der Unterschied . . .“ Was meinte er damit? — Und dann: was war das für ein Licht in seinen Augen? — —

Eine quälende Unruhe fasste ihn und ließ ihn nicht los. Zahnd blieb.

\* \* \*

Am Abend saß Hermann einsam in seiner Kammer und grüßte diesen Ereignissen nach. Es lag auf ihm wie eine Scham und Last. — Der Vater hatte seinen Willen gebeugt

Zahnd blieb. Warum? Er wußte keine Antwort. Aber ein dunkles, dumpfes Gefühl der Verantwortung wuchs groß in ihm. Er wußte nicht, woraus es Nahrung sog. Und wußte selbst nicht, war es Lust oder Leid. Aber er hütete es, wie man ein Pflänzlein birgt vor Frost und Sturm.

Da standen seine Bücher an der Wand. Seit Jahren hatte er sie gesammelt und immer und immer wieder gelesen. Ihre Zahl war im Laufe der Zeit groß geworden. Er liebte sie wie Freunde. Und er war entschlossen gewesen, sie trotz des Verbotes nicht zu lassen.

Allein nun saß er da und konnte die Hand nicht heben, eines zu fassen. Aber er empfand es nicht wie Schmerz, dies Unvermögen. Es war ihm zu Mute wie einem Manne, dessen Freunde in fernen Ländern leben, und denen er die Erinnerung seliger Stunden schuldig ist und Treue.

Da öffnete sich leise die Türe der Kammer. Maria trat herein. Sie trug ein einfaches Leidgewand. Ihr Antlitz war sehr bleich, die Lippen blutleer. Aber ihre schönen, regelmäßigen Züge waren vergeistigt und Hermann konnte seinen Blick nicht von ihnen wenden.

Still setzte sie sich neben den Bruder hin, und als sie bemerkte, daß er vor leerem Tische saß, da sprach sie traurig: „Du bist einsam geworden unter uns!“

Er sah sie an: „Ich — einsam? Ja, wie meinst du das, Maria?“

Da fasste sie seine Hand: „Bist du nicht einsam, Hermann?“

„Ja vielleicht,“ sprach er.

Doch plötzlich richtete er sich auf und sah Maria forschend an: „Ihr zweifelt alle doch an mir, nicht wahr?“

Marias Wangen röteten sich leise. Ihre Augen füllten sich mit Tränen und ihre Stimme bebte, als sie erwiderte:

„Du weißt es ja, ich kann von Vaters Glauben nicht lassen.“  
„Ich habe dich lieb, so wie du bist, Maria!“



Wald und Weiden auf dem Tessenberg.

Und sie fuhr fort: „Denn dieser Glaube ist mein Glück; er gibt mir Kraft und Halt!“

„Ich sehe es täglich.“

„Doch niemals habe ich gezweifelt, daß du mit deinem Suchen nur Wahrheit willst. Dies dir zu sagen, bin ich hergekommen.“

Sie war wieder sehr blaß geworden. Und Hermann sprach: „Ich danke dir; doch du bist krank, Maria — bist du's nicht?“

Allein sie lächelte: „Das geht vorüber!“

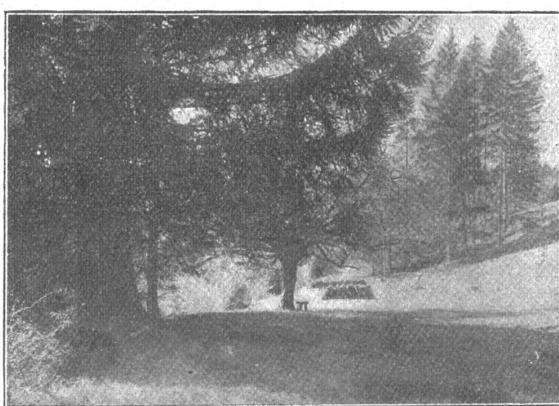
Und dann erhob sie sich und verließ das Zimmer.

„Du Liebe, Gute!“ flüsterte Hermann, als er wiederum allein war. (Fortsetzung folgt.)

## Tessenberg und Ligerz.

Ein Tagebuchblatt vom Bielersee.

In der Abendsonne leuchten die schlanken Juratannen wie Türme mit vom Feuerschein übertünchten Spizien und weit drüben am Hang glühen die Fluren auf, wie blasshende



Waldpartie auf dem Tessenberg.

Rosengärten. Noch blauet der Himmel wie ein mächtiges Zelttuch über uns; nur fern im Westen steht rosiges Gewölk

über der Sonnenkugel. Wie mit spitzen, vergoldeten Fingern sticht die Sonne durch das Gebüsch, das den Abhang begrenzt. Wie mit goldenen Spritzen übersät und tagesmüde liegt das tiefe, tiefe Grün der Jurawiesen. Hier steht ein Busch verträumter Farben voll auf der Felsenmaße, die sich neugierig aus dem Erdreich streckt. Ein wenig vorwitzig und rücksichtslos trampelt eine Kuh auf ihr herum und läutet mit ihrem Glöcklein ein helles Lied in ein Land voll Schönheit, voll Wald, voll Wein und Selbstvergessenheit.

Der Tessenberg. — Fast lautlos schlängelt sich das Bähnlein dem starren Eisenweg nach. Es kommt von Ligerz, führt hart an Stufenmauern des Weingeländes vorbei und an steilem Felsgeschroß vorüber zu luftiger Höhe. Einen ganzen Wagen voll Jugend bringt es heute mit; und frohe Lieder und Gitarrenklänge verbreiten ihre Tonwellen über das herrliche, unsäglich schöne und lustige Stückchen Bernerland.

Tief unten aber wellt der See, der weithin schimmernd an dampfenden Ufern ruht und immer anders ist, wie oft man auch seinen Spiegel überseht. Eben noch lag er in violettem Blau da, lässig gekräuselt und gegen die Ufer zu grünlich schimmernd. Jetzt ist er ein blankes Schild, durch das die Sonne eine goldene Strafe zieht und dessen Ufer ein blaurötlicher Nebel verbrämt. Wie groß muß doch der Durst der Erde sein, die jahrhunderte lang ihre Bunge lech-